



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bilder aus der deutschen Vergangenheit : Badeleben in alter Zeit.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

### Badeleben in alter Zeit.

Diese Bilder, welche in Nr. 23 und 24 d. Bl. begannen und weiter fortgesetzt werden sollen, haben den Zweck, durch Berichte von Zeitgenossen solche Anschauung von dem Privatleben unsrer Vorfahren zu geben, welche dazu helfen, uns das Treiben der Vergangenheit verständlich zu machen. Daß an das Erzählte einige erklärende Bemerkungen gefügt werden, mögen die Leser nicht für unnöthig halten. Der Nebel, welcher uns die Denkweise und die Lebensformen vergangener Jahrhunderte verhüllt, ist viel dichter, als man in der Regel meint, und vieles ist auch für das geübte Auge nicht mehr zu erkennen. Wir vermögen bis etwa zum dreißigjährigen Kriege zurück noch mit erträglicher Sicherheit das deutsche Gemüth und die Formen, welche dasselbe im Privatleben ausbildete, zu verstehen. Schon im sechzehnten Jahrhundert überraschen uns auffallende Gebräuche, Einrichtungen, Trachten und Gewohnheiten, und wenn wir in vielen Dingen unsre Methode zu empfinden und zu handeln wiedererkennen, so erstaunen wir doppelt über anderes, was uns verzwickt und abenteuerlich erscheint, bald als Rohheit, bald wieder als ein Raffinement des Luxus, zuweilen als schöne Poesie, deren Verlust wir beklagen.

Viel ist für die deutschen Privatalterthümer durch unsre Historiker und Antiquare in den letzten Jahrzehnten geschehen; aber noch immer bleibt unendlich viel zu thun übrig. Unsre Dichter haben zwar die Pflicht, bei ihrer Darstellung von Charakteren der Vergangenheit das allgemein Menschliche und ewig Gültige ihres Lebens in den Vordergrund zu stellen und die Historiker zeigen uns die Individuen alle in ihrer Richtung auf die höchste Schöpfung des Menschen, den Staat; aber beide sind in Verlegenheit, wenn sie uns das Besondere der Charaktere und Erscheinungen erklären sollen aus dem ganzen gemüthlichen Inhalt der betreffenden Zeit. Und wenn der Poet durch freie Combination das fehlende Verständniß ersetzen kann, so gibt es für den Historiker schon von der Zeit Luthers herab geheimnißvolle und räthselhafte Erscheinungen in Menge, von den Wiedertäufern an bis zu den Abenteurern in der Weise der Grafen Königsmark, der Casanova und anderer.

Vom sechzehnten Jahrhundert zurück aber nimmt die Dämmerung, welche auf der Vorzeit liegt, in schneller Progeffion zu, und das Stilleben der Hellenen und Römer ist für uns durchsichtiger, als das Gemüth eines Hussitenhäuptlings oder der Idealismus eines deutschen Edelmanns zur Zeit der sächsischen Ottone, oder die innern Kämpfe des Kaisers Heinrich IV. Diese Unverständlichkeit des alten Lebens ist dem deutschen Historiker das größte Hinderniß. Er hat die Aufgabe, den sittlichen und gemüthlichen Inhalt jeder Zeit zu beurtheilen nach Sitte und Gemüth seiner eignen Zeit, die einzelnen Menschen der Vergangenheit aber nach dem Maßstabe, den ihre eigne Zeit an die Hand gibt; und für beide Richtungen der Kritik ist eine genaue Kenntniß der Vergangenheit unentbehrlich.

Wie in der Gegenwart, so war schon seit fast fünf Jahrhunderten das Treiben in den Bädern reich an Auffallendem und Charakteristischem. Unter den deutschen Bädern, deren Heilquellen nicht nur für die Kranken, auch für das lustige Volk der Genießenden ein Sammelpunkt geworden, ist Baden bei Zürich eines der ältesten. Durch das Concilium von Konstanz wurde es ein Tummelplatz für vornehme Müßiggänger des Concils, berühmt durch das ganze damalige Europa. Zu den Zürichern, welche damals das Hauptcontingent der Badegäste hergaben, und zu den übrigen Schweizern, welche in den nächsten Jahrhunderten daran Theil nahmen, gesellten sich Abenteurer aus aller Herren Landen. Ueber das Badeleben daselbst sind uns ausführliche Berichte aus verschiedenen Jahrhunderten erhalten. Sie sind in schätzenswerthen Auszügen zusammengestellt in: Die Badenfahrt, von David Hef. Zürich, Drell, Füßli & Comp. 1818. Einiges davon wird im Folgenden in getreuer Uebertragung mitgetheilt.

Badeleben im Jahre 1417. Der Florentiner Franz Poggio (1380—1459), ein berühmter Gelehrter, bekleidete als Secretär den Papst Johann XXIII. nach Constanz, besuchte von dort das Bad Baden und beschrieb seine Reiseindrücke in einem zierlichen lateinischen Brief an seinen Freund, den gelehrten Nicolo Nicoli, wobei wohl zu bemerken ist, daß Poggio damals noch ein Geistlicher war. Um ganz zu verstehen, wie sehr die Reformation der Kirche, welche hundert Jahr später eintrat, durch das empörte sittliche Gefühl der Völker getragen wurde, möge man auf die kalte, vornehme Unsittlichkeit im Tone des folgenden Briefes wohl achten. Poggio war ein großer Gelehrter und ein kluger Staatsmann, er gehörte zu den feinsten Köpfen des gebildeten Italiens. Aber er war kein Christ mehr, mit der antiken Bildung hatte er auch das Gemüth eines vornehmen Römers aus der Zeit des Tiber angenommen, und es macht einen grauenhaften Eindruck, zu hören, wie human und gemüthlich der Secretär des Papstes, der Priester, der Gelehrte, damals die Auswüchse seiner Zeitbildung ansehen konnte. Und dabei sei noch erwähnt, daß die Beschreibungen seines Briefes in d. Vl. an mehren Stellen abgekürzt werden mußten.

„Hier in Baden gewährt die Lage des Ortes der Seele keine oder doch nur sehr geringe Ergözung; alles Andere aber hat so unendlichen Reiz, daß ich mir öfters träumen konnte, Cypria selbst, und was sonst die Welt Schönes in sich fassen mag, sei in diese Wälder zusammengekommen, so sehr hält man hier auf die Gebräuche dieser Göttin, so sehr findest du da ihre Sitten und losen Spiele wieder; und so wenig die guten Leute Seltogabals \*) Rede gelesen haben, so vollkommen scheinen sie doch von Mutter Natur selbst hierin unterrichtet zu sein.

Ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt nun, dicht am Flusse, hat man zum Gebrauche der Bäder einen schönen Hof angelegt, in dessen Mitte sich ein großer Platz befindet, ringsum von prächtigen Gasthäusern umgeben, die eine Menge Menschen fassen können. Jedes Haus hat sein eignes Bad, dessen sich nur diejenigen bedienen, die in demselben wohnen. Die Zahl der öffentlichen und Privatbäder beläuft sich zusammen wohl auf dreißig. Für die niedrigste Classe des Volkes sind zwei besondere, von allen Seiten offene Plätze bestimmt, wo Männer, Weiber, Jünglinge und unverheirathete Töchter, kurz alles, was vom Volk hier zusammenströmt, zugleich badet. In diesen befindet sich eine die beiden Geschlechter absondernde Scheidewand, welche jedoch nur Friedfertige abhalten könnte; und lustig ist anzusehen, wie zugleich alte Mütterchen und junge Mädchen nackend vor aller Augen hinabsteigen und ihre Reize den Augen der Männer Preis geben. Mehr als einmal hat mich dies köstliche Schauspiel belustigt, die Spiele der Flora in Rom sind mir dabei eingefallen, und ich habe bei mir selbst die Einfalt dieser guten Leute bewundert, die dabei nicht das mindeste Arge denken oder reden.

Die besondern Bäder in den Gasthöfen sind sehr schön ausgeschmückt und beiden Geschlechtern gemein. Zwar werden dieselben durch ein Gefäß getrennt, aber verschiedene Ablassensterchen sind darin angebracht, durch welche man miteinander trinken und sprechen, und sich also gegenseitig nicht bloß sehen, sondern auch berühren kann, wie denn das häufig alles geschieht. Außerdem sind in der Höhe Gänge angebracht, wo sich Männer zum Sehen und Plaudern einsinden, und wohlverstanden steht jedem frei, in des andern Bad einen Besuch zu machen, zu scherzen und sein Gemüth zu erheitern und beim Eintritt wie beim Aussteigen schöne Frauen entblößt zu schauen. Keine Posten bewachen hier die Zugänge, keine Thür und vor allem keine Furcht vor Unanständigem verschließt sie. In mehren Bädern treten sogar beide Geschlechter durch denselben Eingang ins Bad, und nicht selten trägt sich zu, daß der Mann einer nackten Frau und umgekehrt begegnet. Doch binden die

\*) Kaiser Seltogabal versammelte im alten Rom einst alle steterlichen Frauen, redete sie in derselben Weise an, wie der Feldherr sein Heer anzureden pflegte, indem er sie Kameraden nannte, und hielt mit ihnen eine öffentliche Disputation über die verschiedenen Arten der Lüste.

Männer eine Art von Schurz um, und die Weiber haben ein Linnengewand an, welches aber von oben bis in die Mitte oder an der Seite offen ist, so daß weder Hals noch Brust, noch Arme, noch Schultern bedeckt sind. In dem Bade selbst speisen die Frauen häufig von allseitig zusammengetragenen Gerichten an einem Tisch, der auf dem Wasser schwimmt; wobei sich natürlich auch die Männer einfinden. In dem Hause, wo ich badete, wurde auch ich eines Tages zu einem solchen Fest eingeladen. Ich gab meinen Beitrag, ging aber, obgleich man mir sehr zusetzte, nicht hin, und zwar nicht aus Schüchternheit, die man hier für Faulheit und bäuerisches Wesen hält, sondern weil ich die Sprache nicht verstand; denn es kam mir abgeschmackt vor, daß ein des Deutschen unfundiger Welscher einen ganzen Tag zwischen Schönen im Bade stumm und sprachlos bloß mit Essen und Trinken zubringen sollte. Zwei meiner Freunde hingegen fanden sich wirklich ein, aßen, tranken, tändelten, sprachen durch einen Dolmetsch mit den Frauen, wehten ihnen mit einem Fächer Kühlung zu, kurz belustigten sich sehr. Denn nichts fehlte dem Schauspiel, als Jupiters goldener Regen u. s. w. Ich sah alles von der Galerie, die Sitten und Gewohnheiten dieser Ehrenleute, ihr gutes Essen, ihren angenehmen, zwanglosen Umgang. Wunderbar ist, zu sehen, in welcher Unschuld sie leben und mit welcher unbefangenen Zutrauen die Männer zusahen, wie Fremde sich gegen ihre Frauen Freiheiten herausnahmen, nichts beunruhigte sie. — In Platos Republik, deren Vorschriften alles gemeinsam machen, hätten sie sich vortrefflich benommen, da sie schon ohne seine Lehre zu kennen sich so zu seiner Sekte neigen.

Mancher besucht täglich drei bis vier solcher Bäder und bringt dort den größten Theil seines Tages mit Singen, Trinken und nach dem Bade mit Tanzen zu. Selbst im Wasser setzen sich einige hin und spielen Instrumente. Nichts aber ist reizender zu sehen oder zu hören, als wenn aufblühende oder erblühte Jungfrauen, mit dem schönsten offensten Gesicht, an Gestalt und Benehmen Göttinnen gleich, zu diesen Instrumenten singen, dann schwimmt ihr leichtes zurückgeworfenes Gewand auf dem Wasser und jede ist eine andere Göttin der Liebe. Dann haben sie die artige Sitte, wenn Männer ihnen von oben herab zusehen, sie scherzweise um ein Almosen zu bitten; man wirft ihnen, zumal den hübscheren, kleine Münzen zu, die sie mit der Hand oder mit dem ausgebreiteten Linnengewand auffangen, indem eine die andere wegstößt, und werden bei diesem Spiele eben nicht selten alle ihre Reize enthüllt. Ebenso wirft man ihnen auch aus allerlei Blumen geflochtene Kränze hinab, mit denen sie sich das Köpfschen schmücken.

Diese vielfältige Gelegenheit, das Auge zu erfreuen und den Geist zu ermuntern, hatte einen so großen Reiz für mich, daß ich nicht nur selbst täglich zweimal badete, sondern auch die übrige Zeit mit Besuch anderer Bäder zubrachte und ebenfalls Münzen und Kränze hinunterwarf, wie die andern.

Denn unter diesem immerwährenden Geräusch von Klang und Gesang war da weder zum Lesen noch zum Denken Zeit; und hier allein weise sein wollen, wäre die größte Thorheit gewesen, zumal für einen, der kein selbstpeinigender Menedem, und dem nichts Menschliches fremd ist. Zur höchsten Lust mangelt freilich noch die Unterhaltung durch Gespräche, die denn doch unter allen die vorzüglichste ist. Mir blieb also nichts übrig, als die Augen an den Schönen zu weiden, ihnen nachzugehen, sie zum Spiel zu führen und wieder zurückzuleiten. Auch war zum nähern Umgange Gelegenheit da, und so große Freiheit dabei, daß man sich eben um die gewohnte Stufenleiter der Bewerbung, um Gunst und Zuneigung, nicht zu bekümmern brauchte. Außer solchem Genuß gab es noch andern von nicht geringem Reiz. Hinter den Höfen, allernächst an dem Flusse, liegt nämlich eine große, von vielen Bäumen beschattete Wiese. Hier kommt nach dem Essen jedermann zusammen und belustigt sich mit Gesang, Tanz und mancherlei Spielen. Die meisten spielen Ball; aber nicht wie bei uns, sondern Männer und Frauen werfen einander, jedes dem, den es am liebsten hat, einen solchen Ball zu, worin viele Schellen sind. Alles läuft zu, ihn zu haschen; wer ihn bekommt, hat gewonnen, und wirft ihn wieder seinem Geliebten zu; alles streckt die Hände empor, ihn zu fangen; und wer ihn hält, thut, als ob er ihn bald dieser, bald jener Person zuschanzen wollte. Viele andre tausend lustige Ergötzlichkeiten muß ich, der Kürze wegen, übergehen, ich gab dir nur das Proßchen von einigen, um dir einen Begriff zu machen, was hier für eine große Gesellschaft von Epikuräern sei.

Anzählbar ist übrigens die Menge der Vornehmen und Gemeinen, die, nicht sowol der Cur, als des Vergnügens wegen, von hundert Meilen weit hier zusammenkommen. Alle die lieben, alle die heirathen wollen, oder wer sonst das Leben im Genuße findet, Alle strömen hierher, wo sie finden, was sie wünschen. Viele geben körperliche Leiden vor, und sind nur am Herzen krank. Da sieht man hübsche Frauen die Menge, die ohne ihren Mann, ohne Verwandte, nur im Begleit zweier Mägde und eines Dieners hier anlangen, oder etwa eines alten Mütterchens von Ruhme, die sich leichter hintergehen als bestechen läßt. Jede aber zeigt sich, soviel möglich, in Gold, Silber und Edelgestein, so daß man denken sollte, sie wären nicht ins Bad, sondern zu der prächtigsten Hochzeit gekommen. Auch Nonnen, oder richtiger zu reden, florantische Mädchen, Aebte, Mönche, Ordensbrüder und Priester, leben hier in noch größerer Freiheit, als alle übrigen; letztere baden sich wol gar mit den Frauenzimmern, schmücken ihr Haar mit Kränzen, und vergessen alles Zwanges ihrer Gelübde. Alle nämlich haben einerlei Absicht, Traurigkeit zu verbannen, Vergnügen zu suchen, keinen Gedanken zu haben als wie sie des Lebens und seiner Freuden genießen mögen. Keiner bemüht sich, der Gesellschaft

etwas zu entziehen, vielmehr sucht jeder sein Besonderes allgemein zu machen. Und zum Erstaunen ist es, wie bei einer so großen Menge, (es mögen immer an die tausend Menschen da sein), bei so verschiedenen Sitten, in einem so freudetrunkenen Gemisch keine Händel, kein Zwist, kein Schimpfwort, kein Murren, noch Beschwerde des einen über den andern entsteht. Da sehen Männer, wie mit ihren Weibern getändelt wird, und treffen sie mit einem wildfremden Manne unter vier Augen an; das alles bewegt sie nicht, sie wundern sich über nichts.

Schon mehr als einmal hab ich daher die unzerstörbare Gemüthsruhe dieser guten Menschen beneidet, und dagegen unsre verkehrte Denkart verwünscht, die wir immer klagen, immer begehren, durch keinen Gewinn befriedigt, durch keinen Wucher gesättigt, Himmel und Erde umkehren wollen, um nur Geld zu erwerben. Diese Glücklichen hingegen, mit Wenigem vergnügt, leben nur für heute, machen sich jeden Tag zum Feste, verlangen nicht nach Reichthum, der ihnen wenig nützen kann, freuen sich dessen, was sie haben und zittern nie vor der Zukunft. Begegnet ihnen je etwas Widriges, so tragen sie es mit Geduld, und ihr größter Schatz ist der Wahlspruch: Der lebte, der seines Lebens genoss!

Soweit die gezierte Darstellung des italienischen Staatsmanns. Wol war das funfzehnte Jahrhundert eine Zeit der Ueppigkeit und des raffinirten Genusses, aber was der fremde Mann erzählt, ist noch nicht so arg, als die Art, wie er es schrieb.

Welchen Einfluß die Reformation auf das gesammte Volksleben und so auch auf die Bäder von Baden hatte, lehrt eine andere Beschreibung, welche ein ehrlicher Deutscher, der Doctor der Medicin Pantaleon, ein Basler, Rector der hohen Schule und der philosophischen Facultät, gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts schrieb. Es ist ein anderer Geist und ein anderes Leben aus kleinen Zügen seiner treuherzigen Darstellung erkennbar, von der hier einige charakteristische Bruchstücke folgen.

Badeleben um 1580: „Das freie Bad, auch Bürgerbad genannt, ist unterdem freiem Himmel. Es ist so lang und breit, daß über hundert Menschen zumal darin baden können. Ringsherum ist es mit steinernen Platten besetzt und mancherlei Sitze sind darin geordnet. Eine Ecke, ein Viertel des Bades, ist durch ein hölzernes Gatter verschlagen und für die Weiber zurecht gemacht. Weil aber oft die gemeinern Weiber dahin kommen, pflegen andere sich in dem größern Bade aufzuhalten. In diesem Bad darf jedermann, fremd und heimisch, umsonst baden und sein Ergözen lang oder kurz darin haben. Vornehmlich kommt an Samstagen das Volk aus der Stadt und von dem Land in Haufen daher und begehren Mann und Weib ihr Kurzweil zu haben und hübsch zu werden. Hierbei muß man sich aber hoch verwundern, daß sie das Schröpfen

dermaßen mißbrauchen. Denn es will jedermann schröpfen; und sie vermeinen meistens, sie hätten nit gebadet, wenn sie nit voll Hörnlein wie ein Igel hängen. Und doch wäre ihnen oft viel nützlicher, sich Blut zu dem ihrigen zuzukaufen. —

An dem St. Bermabad kommen oft der armen Leute, besonders im Mai, etliche hundert zusammen. Sie müssen aber vorher nach einer Herberge umlügen, damit sie ihr Heimwesen haben und nicht auf der Gasse liegen dürfen, wie denn auch zwei oder drei Herbergen zunächst bei dem Bade vorhanden sind. Die Armen werden durch frommer Leute Almosen täglich erhalten. Sie setzen ihre Schüsseln zu Ringe um das Bad auf die Mauer und bleiben im Bad sitzen, es darf auch keiner seine Schüssel bezeichnen. Dann legt man Geld, Brot, Wein, Suppe, Fleisch oder anderes in die Schüsseln, und niemand weiß, wem diese zugehörig sind. Werden vielleicht große Haufen zugetragen, so theilt der Wächter, der sein Häuslein an dem Bade hat, die Baden ordentlich aus und ermahnt die Armen, zu beten und sich dankbar zu erzeigen. Darnach geht ein jeder heraus und nimmt, was in seiner Schüssel ist. Weil aber oft hier unter den Rechtschaffenen sich auch viele böse Buben und Lungerer einmischen, die nicht arbeiten mögen, sondern andern Dürftigen das Brot vor dem Munde abschneiden, so wäre nothwendig und nützlich, wenn ein jeder Arme, der sich mit Almosen durchbringen will, einen Schein von seiner Obrigkeit brächte, daß er der Sache bedürftig und das Almosen bei ihm wohl angebracht wäre. Es würden sich dann viele böse Buben schämen. — Wenn die Armen etwas gegen Zucht und Ordnung begehen, werden sie von dem Wächter gestraft und in das Taubhäuslein gesetzt, das unten beim Hause zum Schlüssel steht. Wenn ihre Badefahrt nach einem Monat geendet ist, mahnet der Wächter sie ab und heißet sie je nach Beschaffenheit ihrer Krankheit hinwegziehen, damit andere Leute Platz haben können. Sie müssen ihm auch bei schwerer Strafe gehorchen.

Der Stadthof ist eine große lustige Herberge mit viel schönen Stuben, Sälen und Gemächern verziert. Dasselbst sind zwei große Küchen vorhanden. Die eine gehört dem Herrn Wirth, aus welcher er die Gäste mit ganzen Mahlzeiten oder mit einzelnen Gerichten nach jedes Bedarfs speist. Die andere hat einen besondern Koch für alle die, welche selbst einkaufen und ihre Speisen nach ihrem Belieben zu kochen begehren, denn solches ist einem jeden verstattet. In diesem Hof sind acht lustige Bäder, unter denen sind fünfse gemeinsam, die übrigen drei werden gewissen Personen gegen bestimmtes Geld für jede Woche mit den dazu gehörigen Gemächern verliehen. Das erste ist das Herrenbad, in welchem Männer, Edle und Nichtadlige, Geistliche und Weltliche, Jung und Alt, Katholische oder Evangelische ohne alles Disputiren und Zanken friedfertig und freundlich nach und nach zusammenkommen. —

Dies Bad ist fast in gleicher Höhe mit dem Hof und wer darin sitzt, kann durch die Thüre hinaus in den Hof sehen und mancherlei Volk besichtigen. Wer in dies Bad will, zahlt zum Einzug zwei Doppelvierer oder einen Angster und drei Kreuzer. Außerdem geben die Mitglieder alle Morgen um sechs Uhr die Suppe \*), der Reihe nach eines um das andere, eines viel, das andere wenig, je nachdem einer sich sehen lassen will. Obwol vieles Essen und Trinken in dem Bade nichts nutz ist, so geschieht doch oft, daß viele, die sich um drei oder vier Uhr in das Bad setzen, ein Süpplein nothwendig haben und nicht länger ohne einen Trunk bleiben können. Doch wäre gut, wenn darin eine Ordnung eingerichtet und auf eine Person nicht mehr als ein Maß Wein gegeben würde, das brächte dem Bad einen bessern Ruf und man dürfte dann nicht öffentlich schreiben und in Druck geben, hier wäre ein Schlemmerbad, worin die volle Mette gesungen würde. Denn die Badgenossen können sich nach ihrem Gefallen über diese Sache vereinigen. — Man betet vor und nach der Morgensuppe und danket dann mit einem kurzweiligen Lied dem Wirth, daß er lange in Ehren lebe, bis er wieder (ein Frühstück) gibt. Darauf ernennet man den, welchen die Reihe trifft, zum nächsten Wirth, setzt ihm einen Kranz auf, und droht ihm in einem Gesange, man wolle morgen zu ihm kommen, mit Pfeifen und mit Trommeln. Doch setzt man an Sonn- und großen Feiertagen die gemeinsame Suppe und den Gesang aus.

In diesem Bad wird ein Schultheiß erwählt durch die Mehrhand der Badgenossen, desgleichen ein Statthalter, Seckelmeister, Kaplan, Schreiber, Großweibel, Kalthans, ein Scherge und Nachrichten, die nach der Suppe zum Gericht zusammenstzen, um Vergehen gegen die Zucht und Ordnung, welche in diesem oder in den andern Bädern dieses Hofes begangen worden, zu strafen und abzustellen. Es muß auch ein jeder Badgenosse dem Schultheiß mit der linken Hand an den Stab geloben, ihm zu gehorchen. Die Bußen, welche fallen, geben sie den Armen oder zum Wein, oder verzehren sie miteinander. So geht ihnen der Morgen in Kurzweil hin. Wenn jemand ausgebadet hat, nimmt er freundlich Urlaub und gibt sein ehrliches Abschiedsgeschenk.

Das zweite Bad ist das Frauenbad, in welchem allerlei ehrbare Frauen und Jungfrauen zusammenkommen. In diesem haben auch die Frauen alle Tage nach der Reihe ihre Wirthin, halten eine fröhliche Suppe, danken der Wirthin und wählen dann mit dem Kranz und fröhlichem Gesang eine andere, wie in dem Herrenbad. Sie haben auch eine besondere Seckelmeisterin, welche in den Seckel ihr Geld und Geschenke nimmt, die sie auch miteinander freundlich verzehren. Wenn aber bei ihnen etwas Ungeschicktes und Strafwürdiges

\*) Das Frühstück.

vorgeht, zeigen sie es dem Schultheiß und Gericht im Herrenbad an, damit darüber etwas nach altem Brauch erkannt werde. —

In dem dritten Bade, — dem Kessel, — kommt allerlei Volk, Frauen und Männer, an 50 Personen zusammen, sind züchtig und freundlich bei einander und jeder ist, was ihm gefällt und was er vermag. Doch sind auch diese dem Gericht des Herrenbads unterworfen. Es kann auch jeder aus dem Herrn- oder Frauenbad in den Kessel gehn. Dagegen dürfen die aus dem Kesselbad nicht in jene Bäder gehn, außer wenn sie an der Suppe theilnehmen. Dieses Bad hat eine nützliche Wirkung und werden oft Contracte und Lahme hineingetragen, welche bald darauf frisch und gerade selbst wieder herausgehen; wie im Jahr 1577 einem Fräulein von Waldshut geschehen, welche sich nicht überessen und mit Ordnung gebadet hat. —

Das Markgrafenbad wird besonderen Personen verliehen. Der durchlauchtige hochgeborne Jörg Friedrich, Markgraf zu Brandenburg, ist darin auf einem Pferde sitzend gemalt, der daselbst im Jahr 1575 in eigener Person gebadet hat. Wenn ich an dies Bad gedenke, muß ich über einen wunderlichen Scherz lachen, der darin vorgegangen und der Erzählung werth ist.

In dem erwähnten Jahr hatten Bürgermeister und ein ehrsamere Rath die löblichen, weitberühmten Stadt Zürich dem hochgebornen Fürsten von Brandenburg ein ehrliches Badegeschenk von Wein und Hafer zugesandt und Herrn Heinrich Lochmann, dem Bannerherrn von Zürich, befohlen, dies zu präsentieren und zu überantworten. Als nun dieser mit dem Geschenk zu Baden erschien, begab sich, daß der Fürst durch das Bad ziemlich erhitzt und schwach geworden war, so daß er etliche Tage nicht zu der Tafel ging, sondern sich in seiner Schlafstube oder im Bad still hielt. Inzwischen befahl er dem Herzog Johann von Liegnitz und seinen Räten, die fremden Gäste zu empfangen und ihnen gut anzusprechen. Als man nun so guter Dinge ward und der Bannerherr gern den Fürsten sehen wollte, ward ihm angezeigt, der Fürst nehme jetzt niemand an, sondern halte sich in seiner Schlafstube oder dem Bade auf. Da schwur der Bannerherr und gelobte bei seiner Ehre, er müsse von dem Fürsten angenommen werden und wolle morgen, ehe er abreite, wenn es nicht anders sein sollte, mit Stiesel und Sporn im Bade zu dem Fürsten treten und ihm seine Hand bieten, damit er seiner Obrigkeit anzeigen könnte, er habe den Fürsten gesehen. Da ich nun auch an derselben Tafel gegessen hatte und zu morgen von dem Fürsten aufgefordert war, mit ihm allein zu baden, habe ich dem Fürsten ehrerbietig angezeigt, was sich bei dem Nachtesten für Reden zugetragen und was der Bannerherr gedroht. Dabei erzählte ich dem Fürsten von dem hohen Alter des Bannerherrn und seinem aufrechten, tapfern Gemüth, und bat ihn, daß, wenn so etwas geschehe, Sr. Fürstliche Gnade ihm dies nicht ungnädig aufnehme. Wie wir so zwei Stunden bei-

Grenzboten. IV. 1855. 27

einandergesessen und mancherlei Sachen miteinander gesprochen, siehe da kommt mein guter alter Lochmann als ein alter einfältiger Eidgenosß daher, wünscht dem Fürsten einen guten Tag, wadet mit Stiefeln und Sporn durch das Bad und bietet dem Fürsten die Hand. Ich bemerkte, daß sich der Fürst etwas entfärbte. Darauf trat der Bannerherr zurück und bat den Fürsten, ihm zu verzeihen, denn es sei aus guter Meinung geschehen, er müsse seiner Obrigkeit von der Milde und Freundlichkeit des Fürsten erzählen können. Da hat der Fürst, als ein weiser, wohlberedeter Herr, zuerst der Obrigkeit des Bannerherrn, alsdann auch ihm wegen der Präsentation gedankt, sich auch den Zürchern zu aller Gnade entbeten. So hat er ihm auch diese Dreistigkeit verziehen, die aus frommem, treuherzigem Gemüth gekommen, und hat ihm einen großen Becher Wein auf gute Freundschaft ausgebracht. Den Becher habe ich von dem Fürsten empfangen und dem Bannerherrn dargereicht, welcher dem Fürsten Bescheid that und den Becher auf mich ausbrachte. Er ist darauf ganz demüthig und fröhlich von dem Fürsten geschieden.“ —

So lautet die Erzählung des klugen Pantaleon. Zwar ist er kein Fremder, der unbefangen und neugierig fremde Sitten schildert und wol mag es ihm am Herzen gelegen haben, ein freundliches Bild vom Leben im Bade zu entwerfen. Aber wie seine Persönlichkeit und Auffassung sich von der des Italieners unterscheidet, wenigstens ebenfosoehr hat sich im Jahrhundert der Reformation die Physiognomie des Bades geändert. Ein größrer Ernst des Lebens, das Gebet, eine organisirte Selbstpolizei, sind nicht zu verkennen. Zumal die letztere, in damaliger Zeit eine allgemein deutsche Erscheinung, verdient Beachtung. Wo die Deutschen sich außerhalb der schützenden Ordnung ihrer Heimath zu längerem Zusammensein vereinigten, ist eine ihrer ersten Thätigkeiten, sich selbst eine Ordnung zu geben und ein Gericht aus ihres Gleichen zu bestellen; so bei Pilgerfahrten, auf der See, Landsleute in fremden Städten, ganz ähnlich, wie hier im Bade. In einem der nächsten Hefte d. Bl. soll dieselbe männliche Gewohnheit und ihr Ceremoniel auf den Meerfahrten genauer dargestellt werden. Uns ist wenig von dieser Fertigkeit unsrer Väter geblieben. — Noch sei bemerkt, daß die Badegeschenke, welche im 16. Jahrhundert den Badereisenden dargebracht wurden, während jetzt die Zurückbleibenden beschenkt werden, zu einer so ausschweifenden Höhe durch Ambition und Luxus emporgetrieben wurden, daß die Regierungen öfter mit Ernst dagegen einschritten.

In dem Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges und Ludwigs XIV. ging vieles von dem verloren, was als Folge der Reformation auch in den Bädern sichtbar geworden war, Ernst und politischer Sinn der Männer, Frömmigkeit der Frauen. Wie Deutschland, so verkümmert auch die Schweiz. Ein engherziges, tyrannisches Patricierregiment, unter den Gehorchenden Man-

gel an sicherem Selbstgefühl, Nachäfferei des Fremden, zumal französischer Sitte. Wieder wird die Genussucht in den Bädern zur Lieberlichkeit. Aber selbst diese ist verschieden von dem frivolen, übermüthigen Treiben im 15. Jahrhundert. Der Bürger macht es sich jetzt zur Ehre, sich vor dem abenteuerlichen Cavalier aus der Fremde zu verneigen und seinen Schmarotzer zu machen, auch die Koketterie der Frauen ist zudringlicher und gemeiner geworden, und die ziemlich unverschleierte Verhältnisse mit fremden Badegästen zeigen ein leeres Herz und zu oft einen großen Mangel an Scham. Auch aus dieser Zeit ist ein charakteristischer Bericht über dies berühmte Bad von einem leichtfertigen Franzosen, de Merveilleux, aus einem Zweig der deutschen Familie Wunderlich erhalten (Amusemens des Bains de Bade, etc. London 1739).

Badelben am Ende des 17. Jahrhunderts. „Man hatte uns viel von dem glänzenden Auftreten des französischen Gesandten zu Baden während der schweizer Tagsatzung\*) erzählt und wir hofften einen Fürstenhof zu finden, aber der gegenwärtige Gesandte gleicht in nichts seinen Vorgängern. Er hat keinen Page, — der Graf de Luc hatte sechs, wie man mir sagte, ebensoviel Secretäre und ebensoviel Kammerjunker. Der jetzige hat Secretäre, die, wie man versichert, Bediente gewesen sind und keine Kammerjunker. Seine Vorgänger hielten offene Tafel von 30 Couverts mit drei Gängen, und speisten so alle Morgen und Abende, um den Schweizern Ehre zu erweisen. Der jetzige läßt seine Tafel zu einer Art Gabelfrühstück (Ambigu) decken: Suppe, Braten, Zwischengericht, Nachtsch; einmal wie das andre, man ist dort nichts Gutes und nichts Warmes. Für eine Schüssel von Silber würde man sechs von seinem Zinn geben. Die Fremden und die Schweizer scheinen damit nicht zufrieden. Aber was kümmert das uns! Wir leben mit unsren Bernerinnen und speisen vortrefflich. Sie möchten sich gern einige Lieblinge des Bacchus aus ihrer Stadt vom Halse schaffen, worunter der Sohn eines Abgeordneten ist, wir werden versuchen, diese loszuwerden, wenn wir können.“

„Wir kommen wenig nach der Stadt, alles was hier Distinction hat, geht auf die Promenade, wo man sich gut unterhält. Da manche Städte der Schweiz Moden haben, welche den französischen gar nicht ähnlich sind, wie die Tracht der Frauen von Basel, Luzern, Zürich und aus andern entfernteren Cantonen, so erhält man den Eindruck einer recht fröhlichen Maskerade, wenn alle Badegäste zum Tanz versammelt sind. Die Schweizer, Männer und Frauen, sind sehr der Galanterie ergeben. Die Frauen von Zürich haben fast gar keine Gelegenheit sich zu amüßren, als die Badezeit zu Baden, und sie wissen diese

\*) Die Tagsatzung wurde damals zu Baden gehalten, weil die fremden Diplomaten sich dort am besten unterhielten.

Gelegenheit nach Möglichkeit zu benutzen. Ist der französische Gesandte nicht in Baden und hält er nicht offene Tafel, so ist das Amüsement nicht eben groß. Jeder Schweizer, von einiger Bedeutung, war so gewöhnt, alljährlich zu Baden bei den Gesandten gute Mahlzeiten zu halten, daß man sehr mißvergnügt die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht. Die Mütter erzählen ihren Töchtern von dem Vergnügen, was man in früherer Zeit zu Baden hatte, und die jungen Mädchen werden dadurch angespornt, auch sich einiges davon zu verschaffen. Sie arbeiten mit besten Kräften darauf los und die fremden Cavaliere, welche die Einfalt dieser jungen Bürgerinnen aus den besten Häusern der Nachbarstädte zu benutzen wissen, sehn sich gut dabei. Denn es sind Töchter von Magistratspersonen, denen die Mittel nicht fehlen, in Baden zu verschwenden, und ihre Heirathen mit Söhnen ihres Landes sind sogut wie abgemacht, mit solchen, welche auf Staatsstellen speculiren, deren Ertheilung häufig von den Vätern dieser Mädchen abhängt; so kommt es, daß die kleinen Galanterien im Bade keine Störung in die Verabredungen bringen, welche über ihre Verheirathung getroffen sind.“ —

„Der Minister erwies uns die Ehre einer Einladung, er lud uns zu einem Essen mit mehrern Damen. Unter andern waren zwei Mademoisellen S — aus Schaffhausen dort, Töchter von guter Familie. Die eine hat mehr als einen Cavalier verwundet. Man unterhielt sich an diesem Tage sehr gut, ja man gewann sogar silbernes Tafelgeschirr in einer Lotterie. Der Gesandte fand Mademoiselle S. reizend und hielt sie fast den ganzen Ballabend auf seinen Knien, obgleich er noch am Fuße litt. Der Tanz hatte bei den Demoisellen eine Wirkung, welche sehr in Erstaunen setzte. Sie hatten tüchtig getanzt, folglich waren sie sehr warm geworden, da spazierten die Läufe an den Locken ihrer schönen Haare herunter. Das war ein wenig unangenehm. Die Mädchen hatten aber eine so schöne Haut, daß man sich ein Vergnügen daraus machte, ihnen das Gewürm zu entfernen, sobald etwas davon zum Vorschein kam. Die Quellen von Baden erzeugen dergleichen bei jungen Personen. Auch setzen die Deutschen Puder auf Puder, ohne sich jeden Tag gründlich zu kämmen.“ —

Diese Demoisellen waren nicht die einzigen Schönheiten dieses zufälligen Balls, es waren sehr schöne Frauen mit ihren Männern und Anbetern dort. Auch die Züricher Damen wären gern dabei gewesen, aber ihnen war nicht erlaubt das Haus des französischen Gesandten zu besuchen, weil ihr Conton der Erneuerung des Bündnisses mit dem Könige feindlich war; ja es war für einen Züricher ein Verbrechen auch nur das Hotel von Frankreich zu betreten. Deshalb gingen ihre Frauen und Töchter nur in den Gärten des Gesandten spazieren, dieser verfehlte nicht, sich ebendasselbst in einem Lehnstuhle niederzulassen, auf Rechnung seines Fusleidens. Jede Eintretende kam ihm eine

Verbeugung zu machen und das verschaffte ihm das Vergnügen jeder von diesen schönen Bürgerinnen einen Kuß zu geben, Müttern und Töchtern.“

Dies fade und abgeschmackte Treiben hörte allmählig um das Ende des vorigen Jahrhunderts auf. Noch bevor das Fieber der französischen Revolution die Völker Europas ergriff, änderten sich die Formen des gesellschaftlichen Verkehrs und noch mehr der Sinn der Menschen. Wol war das bürgerliche Leben noch zum Erschrecken nüchtern, steif, philiströs, aber eine stille Sehnsucht nach größerer Freiheit, das Bedürfnis nach neuen Gedanken und tieferer gemüthlicher Anregung war allgemein geworden. Sogar die umherziehenden Cavaliere und Abenteurer konnten nicht mehr mit der alten Frivolität die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit ihrer Zeitgenossen ausbeuten, sie mußten größere Ansprüche erfüllen und als Freimaurer, Wunderhäter, Mitglieder mystischer Gesellschaften in die Geldbeutel anderer zu greifen suchen. Und so werde denn am Schluß aus dem am Anfang erwähnten Buch das Badeleben kurz charakterisirt, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts war.

Badeleben am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Magistratspersonen standen bei der Bürgerschaft in einer hohen Achtung und suchten dieselbe auch durch ein sehr abgemessenes Betragen zu unterhalten. Bei solcher Anhänglichkeit an das Formenwesen war es in jener Zeit eine Haupt- und Staatsaction, mit gehörigem Anstand nach Baden zu fahren. Man machte zuvor bei Verwandten und Bekannten Abschiedsbesuche, als wäre es um eine weite Reise zu thun. Die vornehmen Leute von Zürich bestellten so früh als möglich ihre Absteigquartiere im Hinterhof, um sich nicht mit der gemeinern Bürgerklasse zu vermischen, welche damals im Stadthof einkehrte. Der begüterte Handwerker, den man daselbst antraf, ward noch mit dem Titel „Meister“ und in der zweiten Person der Mehrheit begrüßt, und die patrizischen Familien hielten sich ausschließend aneinander. Gleich nach der Ankunft stattete man sich Ceremonienbesuche ab, verbeugte sich tief und ehrerbietig voreinander und beobachtete streng die übliche Etikette. Es ward mehr gravitatisch einhergeschritten, als leicht gegangen, und die freiere Bewegung junger Leute als Abweichung von der Regel betrachtet. Man zeigte sich auch in Baden immer bestmöglich standesmäßig gekleidet und selbst das Negligé war ausgesucht und kündigte die Wichtigkeit der Person an. Die Herren erschienen des Morgens in Schlafrocken von Wollendamast, aus deren weiten Ärmeln die Manschetten von feinem Battist auf die Hände hervorguckten, und die Badehren (Badmäntel) beider Geschlechter waren mit Spizen besetzt und wurden, nach dem Bade, um zu trocknen, auf den Stangen vor den Zimmerfenstern hoffärtig zur Schau ausgebreitet. In Zürich hemmten, klug für jene Zeit berechnete, aber oft bis zur Uebertreibung gesteigerte Sittengesetze die Fortschritte des Aufwandes. Die Stoffe waren genau vorgeschrieben, in welche beiden Geschlech-

tern sich zu kleiden erlaubt war. Die Frauenzimmer wurden besonders streng im Auge behalten und ihnen war verboten: „Alles Tragen von Blonden, Fransen, Spitzen (Kanten) von Leinwand und Seide, ausgenommen an Hauben; alle durchbrochene Stickerei; alle Kleider von Flor; alle Garnirungen, mit Ausnahmen derjenigen vom gleichen Stoffe des Kleides. Den Weibspersonen, sagte das Kleidermandat weiter, wird zwar, auf Zusehen hin, bewilligt, die Haare zu frisiren, doch solle über die Frisuren nichts anderes, als ein einfaches seidenes Band aufgeheftet werden mögen; folglich das Tragen der sogenannten Toggquets, aller Federn und anderer Haarzierrathen gänzlich verboten sein.“ Ferner: „Das Tragen aller geschmelzter und in Miniatur gemalter Arbeit von Conterfäitlenen oder anderer Vorstellungen.“ Den Männern waren nicht nur alle Oberkleider von Seide oder Sammt, sondern selbst die Futter von dergleichen Stoffen verboten; ferner alle Gold- und Silberstoffe und Bordirungen, alle gallonirten oder gestickten Pferdebedecken und Schabraken, ausgenommen an den Quartiermusterungen, und beiden Geschlechtern ganz besonders und bei 50 Pfund Buße das Tragen aller ächten oder nachgemachten Juwelen. Das von der Regierung aufgestellte Tribunal, welches diese Gesetze abfaßte und zu handhaben beauftragt war, hieß die Reformation. Indes erstreckte die Gewalt der Reformation sich nicht über die Grenzen des Cantons hinaus, obgleich sie in einem eigenen Artikel der Mandate dieselbe auch auf diejenigen Züricher ausdehnen wollte, welche sich in der übrigen Eidgenossenschaft und besonders in Baden aufhielten. Allein hier ließ man sich nichts vorschreiben und entschädigte sich für allen Zwang, indem man sich gerade mit demjenigen vorzüglich behing, was bei Hause verboten war. Manche hoffärtige Herren und Damen schafften sich, für eine Badenfahrt von wenigen Wochen, Gegenstände des Luxus an, die ihnen das ganze übrige Jahr unnütz waren, und prunkten damit, den etwa anwesenden Reformatoren zum Troß. Gallonirte Kleider, welche einst in der Fremde gedient hatten, kamen aus den Schränken, worin sie seit Jahren unbenutzt verwahrt gewesen, hier wieder an das Tageslicht. Die wenigen von den Aeltermüttern geerbten Juwelen wurden aus ihren Futteralen gezogen, Ohren, Hals und Brust damit geschmückt, und beim zierlichen Anfassen der Kaffeetasse der kleine Finger möglichst ausgestreckt, um den, mit Smaragden, Rubinen oder gar mit einem strahlenden Diamant versehenen Ring recht sichtbar in die Augen spielen zu lassen. Im größten Galla zogen die, wie Altäre aufgeputzten Gestalten, in den schmutzigen Höfen und Gängen umher, bewunderten und ließen sich bewundern und kamen damals, um ihren Staat nicht zu verderben, in dieser herrlichen Gegend selten weiter, als auf die Matte oder bis in die Comödie. Es war eine steife, verschörfelte Zeit! Daß junge Leute beiderlei Geschlechts oft zusammen, bis tief in die Nacht hinein, vielleicht mehr tanzten, als heut

zu Tage, daß die Herren dem Bacchus mitunter kräftig opferten, und alle sich, nach ihrer Art, auch tüchtig lustig machten, versteht sich von selbst. Alle Honoratioren, einige schon gepuht, andere noch in der ausgesuchtesten Morgenkleidung, versammelten sich gewöhnlich vor dem Essen im Hinterhofe, um einen kleinen runden steinernen Tisch, das Täfelchen genannt, wo sie in der Regel sich auch nach der Mahlzeit wieder einzufinden pflegten. Hier ward mit Gemüthlichkeit alles in die Länge und Breite beschwätzt, keine Neuigkeit unbehandelt gelassen, und mancher sinnreiche, feinverblümete Scherz gewagt und angehört. Die Heimfahrt von Baden geschah meistens auch sehr abgemessen und langsamen Schrittes. Nach vielfachen, breiten und wortreich abgeleiterten Empfehlungs- und Abschiedsformularen, endlich in die schwerfälligen Kutschen verpackt, fuhr man im Schritt, langsam und noch aus dem Schlage rechts und links salutirend, die Halbe hinauf.“ —

Jetzt hat Baden in der Schweiz einem nahen Rivalen innerhalb der deutschen Grenzen sein altes Privilegium, das eleganteste Weltbad zu sein, abtreten müssen, es ist ein ehrlicher, bescheidener Sommeraufenthalt geworden, der sich wenig von einem halben Hundert ähnlicher Institute unterscheidet. Noch kann man, nicht in Baden selbst, aber in andern Badeorten der Schweiz die uralte Einrichtung, daß die von gleichem Geschlecht zusammen in demselben Bassin baden und sich dabei in ungezwungener Weise amüßren, beobachten, und noch jetzt stehen in dem leuker Bad die Galerien um das Bad, von denen aus jeder Fremde die Badenden beobachten kann. Aber das Treiben der Menschen hat auch für diese Wochen des Müßiggangs andere Formen angenommen, und die bekränzten Mädchen Poggios, die kostbaren Suppen aus der Zeit Pantaleons, die leichtsinnigen Patriciermädchen, welche mit fremden Cavalieren trotz Bräutigam und Vater von Bad zu Bad ziehen, sind verschwunden, und vergessen ist das langweilige Ceremoniell, durch welches die einzelnen Stände sich wie Kasten voneinander abschlossen. — Wie man auch in allen diesen Perioden des Badelebens die gute alte Zeit suchen, wir finden nur wenig, was wir zurückzusehnen ein Recht haben.

### Alaus Groth und Otto Speckter.

Aus Hamburg.

Das letzte Jahrzehnt hat auf dem Gebiete der zeichnenden Künste eine Reihe von Instituten und Productionen entstehen sehen, welche denselben eine größere Popularität erworben haben. Die Kunstvereine und die zahllosen Illu-